

II. Wer wir sind

Ein Polenkind wird deutsch

Von unserer Ankunft in Westdeutschland gibt es ein Foto, aufgenommen im Hauptbahnhof von Hannover: Mein Vater, der schon Wochen zuvor nach Deutschland gekommen war, trägt die zwei Koffer, mit denen meine Mutter, mein Bruder und ich angereist sind. Meine Mutter blickt auf einen großen Blumenstrauß in ihrer Hand, der in blaue Folie eingeschlagen ist. Sie strahlt, sie sieht unfassbar glücklich aus. Ich aber stehe ratlos herum. Ich trage eine beige Jacke und eine graue Hose, die Farben des Sozialismus. Ich bin acht Jahre alt und sehe aus wie ein verlorenes Polenkind, dem gerade etwas abhandengekommen ist.

Es ist ein schlechtes Foto, ziellos geschossen, dunkel und unscharf. Aber diese eingefrorene Szene erzählt viel von der Ahnungslosigkeit, mit der wir in unser neues Leben stolpten.

Der 20. Mai 1988 brach heran, gut 16 Stunden hatte der Zug gebraucht, um uns aus dem oberschlesischen Opole nach Hannover zu bringen. Da waren wir, die Polen in Deutschland, die glaubten, nun Deutsche werden zu können. Vor dem Bahnhof parkte der silberne Opel Senator, mit

dem mein norddeutscher Onkel und mein Vater uns in die neue Heimat bringen wollten.

Der Opel raste mit 230 Stundenkilometern über die Autobahn. In einem Auto wie diesem hatte ich nie zuvor gesessen, aus Polen kannte ich nur unseren kleinen Fiat Polski, der schnell überhitzte. Auf die Rücksitze hatte mein Onkel eine Decke gelegt, um die Sitze zu schonen. Dennoch sollten wir nicht essen. Das war mein erster Eindruck davon, was deutsch ist. Wir fuhren auf Hamburg zu, und ich war überrascht, wie hell die Stadt leuchtete in der Nacht. Sie war eingetaucht in diesen merkwürdigen orangenen Schimmer, den ich bis dahin nicht gekannt hatte. Das Licht schien mir wärmer zu sein als in Polen.

Die beiden Gepäckstücke im Kofferraum waren das Einzige, was wir aus unserem alten Leben mitgenommen hatten. Wir Kinder wussten da noch nicht, dass die Eltern längst beschlossen hatten, nicht mehr zurückzukehren. Sie sagten es uns erst eine Woche später. Meine erste Reaktion: eine schwere Mittelohrentzündung und hohes Fieber. Eine Woche lang war ich fast bewusstlos. Als ich wieder zu mir kam, stellte ich keine Fragen.

Damals am Bahnhof war ich mir sicher, dass jeder sehen konnte, woher wir sind. Es machte mir nichts, ich war stolz, aus diesem fernen Land zu kommen, eine so lange Reise zurückgelegt zu haben und all die Zeit wach geblieben zu sein. Im Zug redete ich fröhlich auf ein Ehepaar aus der DDR ein. Auf Polnisch. Sie verstanden kein Wort, sie lächelten warm, und zum Abschied schenkten sie meinem Bruder und mir eine Mark. Meine Mutter, die seit Stunden in einem deutsch-polnischen Wörterbuch blätterte, als könnte sie schnell eine

neue Sprache lernen, brachte mir das Wort «danke» bei. Es war nicht mein erstes deutsches Wort. Auf dem Spielplatz hatte ich gelernt, «Hände hoch» zu schreien und «schnella, schnella». Wir Kinder spielten damals im Hinterhof Krieg, so wie wir es aus den polnischen Propagandafilmen kannten. Keiner von uns wollte der dämliche Deutsche sein, aber irgendwann musste jeder ran.

Wenn ich heute dieses Foto von unserer Ankunft anschau, dann bilde ich mir ein, dass man es wirklich sehen kann; jeder Deutsche musste augenblicklich merken, woher wir kamen, selbst dann, wenn wir den Mund hielten. Unsere Kleidung verriet uns, unsere Frisuren verrieten uns, vielleicht auch unsere Körperhaltung oder dass wir auf der Straße nur sehr leise miteinander sprachen. Die ersten Jahre in Deutschland konnte ich einen Polen an seiner Art, sich zu geben, erkennen; man findet die Seinen sofort, selbst wenn sie unerkannt bleiben wollen. Auch heute gelingt mir das, aber nur bei den Älteren. Die Jüngeren sind schon zu europäisch.

Im neuen Land angekommen, fingen wir an, die Polen in uns auszuradieren. Ich kann gar nicht sagen, wie das kam; es bestand da ein unausgesprochener Konsens zwischen Kindern und Eltern. Mein Vater galt als Spätaussiedler, weil der Boden, auf dem sein Vater geboren wurde, bis 1945 deutsch war. Weil er deutsch war, waren wir es auch.

Wenn meine Eltern auf den Ämtern nach ihren Ausreisegründen gefragt wurden, sagten sie nicht: wirtschaftliche Not. Perspektivlosigkeit. Stillstand. Sie sagten, sie seien Deutsche und gehörten nach Deutschland. Meine Eltern bekamen einen Vertriebenenausweis. Wir galten als Heimgekehrte, aber wir waren keine. Wir waren auch keine Deutschen. Wir

konnten die Sprache nicht, wir kannten die Kultur nicht oder die Nationalhymne, wir hatten keine Ahnung von den Gesetzen, wir wussten nicht, wie es in deutschen Städten oder in der deutschen Provinz aussah. Irgendein Blut floss durch unsere Adern, von dem einige meinten, es sei deutsch.

Dass wir dem Papier nach Deutsche waren und andere nicht, hatte nichts mit unserem Wissen zu tun, nichts mit irgendwelcher kulturellen Nähe, nichts mit unseren Fähigkeiten zur Anpassung. Deutschsein, das ist Politik. Wir waren Figuren in diesem politischen Spiel und spielten mit. Wurde ich damals nach meiner Herkunft gefragt, antwortete ich: Oberschlesien. Ich hatte keine Ahnung, was einen Oberschlesier auszeichnet, aber dass die Gegend erst seit 1945 polnisch war, ließ ich einfach weg. Ohne es damals zu ahnen, machte ich mich gemein. Der Vater eines Mädchens, das ich aus der Schule kannte, fragte mich eines Tages beiläufig nach meiner Herkunft. «Oberschlesien», sagte ich und nannte den polnischen Namen meines Heimatortes. «Das ist in Polen», fügte ich hinzu. «Das ist nicht Polen, das haben uns die Polacken nur geklaut», erwiderte er. Der Mann war Mitte 40 und Offizier bei der Bundeswehr. Ich war 12 und schwieg. Abends erzählte ich meinen Eltern davon. Sie regten sich auf, aber sie riefen den Vater nicht an.

Pole sein im Deutschland der 90er Jahre, das war eher ein unglücklicher Makel als irgendetwas Gutes. Es gab die Auto-diebstähle, es gab die irrwitzige Armut jenseits der Oder, es gab die Polackensprüche, es gab die Harald-Schmidt-Witze über klauende Polen, die ganze Sendungen füllten und viel Schenkelklopfen auslösten. Wir hatten also gute Gründe, sehr schnell sehr deutsch zu werden.

Wenige Tage nach unserer Ankunft standen mein Vater, mein Bruder und ich in einem Supermarkt vor dem Süßigkeitenregal. Mein Vater versuchte, uns quengeligen Kindern mit gedämpfter Stimme beizubringen, dass wir ihn nun nicht mehr Tatuś nennen sollen, wie die polnische Koseform für den Vater lautet. Das richtige Wort hieß von da an Papa.

Bald schon konnten wir Kinder fließend Deutsch sprechen. Mit den Jahren verloren wir unseren Akzent. Unsere Eltern belegten einen Sprachkurs nach dem anderen, sie lernten unaufhörlich Vokabeln, sie waren irritiert, wenn sie merkten, dass die deutschen Nachbarn Dativ statt Genitiv benutzten, und schauten daheim in ihren Lehrbüchern nach. Ihre Fehler wurden weniger. Doch ihren Akzent sind sie nie losgeworden. Dafür büßten wir unsere Namen ein.

Wir waren kaum ein paar Wochen in Deutschland, als unsere Eltern zur Behörde gingen, um unsere Existenz an das deutsche Namensrecht anzupassen. Unsere Namen, wie sie in den polnischen Geburtsurkunden eingetragen waren, wurden übersetzt. Getilgt. Aus Alicja wurde Alice. Ich weiß nicht, warum das geschah. Ich glaube nicht, dass es an der Unaussprechlichkeit der polnischen Variante lag. Meine Eltern machten daraus etwas Merkwürdiges: Sie sprachen den Namen genauso aus, wie er sich schreibt, mit einem harten -tze am Ende. Mein Name war nun weder polnisch, noch klang er richtig deutsch. Er wurde zu einem hässlichen Zwitter.

Ich war damals acht, ich hätte mich nicht gegen die Umbenennung wehren können, aber meine Eltern. Wenn ich sie heute danach frage, ob sie gezwungen wurden oder ob sie das freiwillig mitmachten, dann sind sie ratlos. So war das, sagen sie. Bei allen. Wie hätten sie, die kaum Deutsch konn-

ten, Behörden widersprechen sollen? Wie hätten sie beharren, Einspruch erheben können, dass man ihnen nicht das nimmt, was sie und wir von Geburt an getragen hatten? Vielleicht waren sie auch froh, rückblickend, weil das Fremde nun auch nicht mehr auf dem Papier erkennbar war.

Wir gewöhnten uns schnell daran, ganz so, als hätte es die früheren Namen nicht gegeben. Als wären wir Menschen ohne Vergangenheit. Schon nach wenigen Jahren sprachen wir nur Deutsch zu Hause. Meine Eltern stritten sogar auf Deutsch mit schwerem Akzent und falschen Artikeln, es klang merkwürdig ungelenkt, wie ein schlechtes Laienschauspiel. Aber selbst ihre Herzensangelegenheiten wollten sie in der Sprache der Fremde klären.

Wenn ich heute über den Preis nachdenke, den das Deutschwerden gekostet hat, dann spüre ich Wut. Wir haben uns selbst verleugnet, wir haben versucht, eindeutig zu sein, deutsch zu sein, denn die Alternative wäre gewesen, ewig der Pole, ewig der Fremde zu bleiben. Wir haben das getan, was viele Politiker fordern: Wir haben uns angepasst. Das verlangte von uns Kindern, dass wir unsere Eltern ein Stück weit verleugnen, weil wir alles, was polnisch war, verleugneten. Und unsere Eltern waren nun mal keine Deutschen, bis heute sind sie es nicht, ganz gleich, wie oft sie ihren Namen ändern oder ihren deutschen Pass herausholen.

Wir Kinder, wir waren dabei, deutscher zu werden als alle Deutschen: Ich las Pferdecomics, ich ging reiten, ich kannte keine anderen polnischen Mädchen und wollte keine kennen. In den ersten Jahren, als noch nicht alles bei mir verloren schien, sprachen meine Eltern mit mir polnisch, sobald wir daheim waren. Ich aber antwortete auf Deutsch, selbst

dann, wenn wir Besuch aus der alten Heimat hatten. Einmal lud meine Mutter meinen polnischen Großvater ein. Sie dachte, so könnte sie mich überlisten, mir ein wenig Polnisch entlocken, das irgendwo in mir drinstecken musste. Aber mein Großvater war während des Zweiten Weltkrieges Zwangsarbeiter in Deutschland gewesen. Er verstand noch etwas Deutsch aus dieser Zeit, und so saß ich auf seinem Schoß, plapperte auf Deutsch, er hörte zu und antwortete auf Polnisch.

Von meinem Namen gibt es heute fünf bis sieben Aussprachen. Einige wenige nennen mich wieder Alicja, weil sie meine Geschichte und meine Mühen kennen, nicht nur Deutsche zu sein. Dieser Kampf, er hat während meines Studiums begonnen. Ich belegte Seminare zu Polen, ich merkte, dass mir etwas fehlte; ein Teil, von dem ich ahnte, dass ich ihn vor langer Zeit vergraben hatte. Ich fühlte mich unvollständig. Nun war ich diejenige, die meine Eltern bat, polnisch mit mir zu sprechen. Doch es klappte nicht. Sie konnten es nicht mehr. Untereinander sprachen sie noch immer gelegentlich polnisch. Aber ich war ihr deutsches Kind geworden.

Ich ging für ein Studienjahr nach Polen, in eine andere Gegend als die, aus der ich kam. In meinem Studentenwohnheim gab es Gemeinschaftsduschen und Kakerlaken, ich teilte mir mit einer Fremden ein Zimmer von elf Quadratmetern in der Mitte eines langen Flures. Fast immer standen alle anderen Zimmertüren offen. Die anderen wussten über meine Herkunft Bescheid, und ich bereitete mich darauf vor, mich erklären zu müssen. Aber sie fragten nie. Nie wollten sie wissen, warum meine Familie weggegangen ist oder weshalb ich so schlecht polnisch spreche. Sie nahmen mich

einfach als eine der ihren auf. In diesem Jahr fühlte ich mich daheim.

Alicja. Seitdem ist der Name wieder da, doch kaum war ich zurück in Deutschland, legte ich ihn wieder ab, vielleicht verließ er mich auch. Die meisten hier können sich nicht daran gewöhnen, sie bemühen sich, aber für sie bin ich eine Deutsche, es gibt nichts Fremdes an mir. Nichts deutet darauf hin, dass ich mehr bin als das: Ich habe zwei Staatsangehörigkeiten, ich habe eine polnische Geburtsurkunde, und bis zum achten Jahr meiner Kindheit gab es nichts Deutsches in meinem Leben. Ich finde es naheliegend, um diese zwei Identitäten zu kämpfen. Aber dieser Kampf wirkt gewollt und von außen betrachtet wie ein Luxusproblem: Die meisten Migranten kämpfen darum, hierherzugehören – und ich beklage mich, dass ich zu sehr hierhergehöre? Zu sehr deutsch bin?

Doch meine acht gelebten Jahre in Polen bedeuten die Hälfte meiner Kindheit. Sie lassen sich nicht einfach beiseite-wischen. Es hängt viel daran: die Familiengeschichte, Erinnerungen an Bücher, Schulfreunde und Kirchenbesuche, eine andere Art, die Dinge zu betrachten, auch anders zu fühlen. Das auch haben zu wollen bedeutet nicht, dass ich das Deutsche aufgeben und mich in meine polnische Vergangenheit zurückträumen will. Ich will beide Anteile in meinem Leben haben, das Deutsche und das Polnische. So kann ich mich vollständig fühlen.

Ich weiß, dass die deutsche Sprache mich im Leben verwurzelt hat. Manchmal ahne ich, wie es ohne diese Verwurzelung wäre. Wenn ich aufgeregt bin, dann gehen mir die Worte verloren, sie entgleiten mir, lassen mich im Stich, für

einen Augenblick fühle ich mich, als sei ich immer noch das Polenkind von damals, das die Artikel durcheinanderbringt, Verben verwechselt, Substantive verstümmelt. In der deutschen Sprache bin ich gut aufgehoben, und vielleicht hätte ich dieses Gefühl nicht, wenn es meinen Eltern wichtiger gewesen wäre, dass ich akzentfrei polnisch anstatt deutsch spreche. Dennoch spürte ich irgendwann die Notwendigkeit, meine andere Sprache näher an mich zurückzuholen.

Seit ich von meinem Studienjahr zurückgekehrt bin, sprechen wir daheim wieder polnisch, meine Eltern und ich. Meistens. Sie mussten sich daran gewöhnen, ich habe darauf beharrt. Meine Eltern helfen mir, wenn ich Verben falsch konjugiere, wenn ich die sieben Fälle durcheinanderbringe oder mir ein Wort fehlt. Mir fehlt sehr oft eins. Seit einigen Jahren bemerke ich, dass auch meinen Eltern die Worte nicht mehr einfallen wollen, dass sie suchen und nichts finden, dass sie im Wörterbuch nachschlagen müssen, obwohl Polnisch ihre Muttersprache ist. Sie mischen dann. Sie nehmen deutsche Wörter, setzen polnische Vorsilben an den Anfang und polnische Endungen an das Ende. Duschen wird zu przeduscho-wać. Es fällt ihnen nicht auf, sie vermissen auch nichts, wie auch? Auf diesen Teil von uns haben wir alle nie sonderlich viel achtgegeben, er war uns nicht nützlich in Deutschland. Selbst sie scheinen zu vergessen, woher wir kommen.

«Wo kommst du wirklich her?»

Vor ein paar Jahren fuhr ich in Berlin mit dem Fahrrad die Friedrichstraße hinunter, als auf einmal ein Auto abbog, ohne mich zu sehen. Ich entkam einem Unfall nur deshalb, weil mich ein Fahrradkurier warnte. Er war vielleicht Anfang dreißig und blond. Er fragte mich, ob wir einen Kaffee trinken gehen wollten. Wir radelten zu Starbucks.

«Und», fragte er, als wir uns hinsetzten, «wo kommst du her?» Fremde stellen mir diese Frage oft. Ich beantworte sie immer gleich: «Aus Berlin.» Berlin ist die Stadt, in der ich geboren bin; es ist der Ort, an dem ich mich zu Hause fühle. «Nein, nein», sagte er, «wo kommst du wirklich her?» Stumm seufzte ich in mich hinein. Ich wusste, worauf er hinauswollte, aber ich sagte: «Ich komme aus Nordberlin, Hermsdorf.» Ich hoffte, er würde nun merken, dass ich nicht weiter darüber reden wollte. Wir waren uns gerade erst begegnet, und ich hatte kein Interesse, ihm meine Familiengeschichte zu erzählen.

Doch meine Antworten machten den Fahrradkurier nur ungeduldig. Man sah ihm förmlich an, dass er unbedingt wissen wollte, was mein *Migrationshintergrund* war. «Du weißt schon, was ich meine. Wo sind deine Wurzeln?» Ich schwieg. Die Frage nach meinen Wurzeln ist mir schon immer seltsam vorgekommen: Wieso sprechen andere mit mir, als sei ich ein Baum? «Komm schon», sagte der Fahrradkurier. «Na gut», sagte ich schließlich, «meine Eltern kommen aus Vietnam.» Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und grinste. «Wusst ich's doch, dass du aus Asien kommst!» Ich lächelte gequält

und wiederholte, dass ich in Deutschland geboren und aufgewachsen sei. Dass das die richtige Antwort auf die Frage nach meiner Herkunft sei. Und dass ich die Herkunft meiner Eltern nicht unbedingt mit Fremden diskutieren müsse.

Der Fahrradkurier beugte sich nach vorne und sagte eindringlich:

«Dann hast du aber ein Problem!»

«Wie bitte?»

«Na, du hast ein Problem mit deiner Identität, deswegen willst du nicht darüber reden!»

«Wieso habe ich ein Problem, wenn ich keinen Smalltalk über meine Identität will?»

«Andere Asiaten haben damit kein Problem.»

«Was soll das heißen?»

«Ich kenne mich mit Asiaten aus. Ich bin drei Monate in Thailand und Vietnam rumgereist. Die hatten kein Problem wie du.»

Ich sah den Mann ungläubig an. Wie konnte er mich mit irgendwelchen Thailändern vergleichen, nachdem ich ihm erklärt hatte, dass ich nie in Asien gelebt habe? Woher nahm er das Recht, meinen Umgang mit meiner Herkunft zu beurteilen? Wieso konnte er nicht akzeptieren, dass ihn das Ganze nichts anging? Ich trank schnell aus und stand auf. Als mich der Fahrradkurier nach einem weiteren Treffen fragte, sagte ich: Nein, lieber nicht. Draußen vor dem Starbucks atmete ich tief durch.

Ich werde oft gefragt, woher ich komme; meist ist es eine der ersten Fragen, die anderen einfällt. Viele fragen aus Neugier. Sie wollen verstehen, warum eine asiatisch aussehende Frau Deutsch spricht wie sie. Manche nicken, wenn ich sage:

«Ich komme aus Berlin.» Doch für viele passt diese Aussage nicht zu meinem Aussehen. Wenn sie immer weiter bohren, wie dieser Fahrradkurier, scheinen sie es zu tun, weil sie in mir eine Asiatin sehen und keine Deutsche. Dass ich mich anders beschreibe, dringt nicht durch. Meine Herkunft, meine Familiengeschichte sind keine Tabuthemen. Ich möchte sie nur nicht vor Menschen ausbreiten, mit denen ich auch andere persönliche Fragen nicht besprechen würde.

Ich erinnere mich an das Haus, in dem ich aufgewachsen bin: neonfarbenes Hellblau in einer Gegend voller Bäume und Einfamilienhäuser. Hermsdorf war bürgerlich, und wir waren es auch. Mein Vater war Arzt, meine Mutter arbeitete in einer Bank. Im Wohnzimmer stand ein Klavier, auf dem ich täglich üben sollte. Ich spielte auch Cello und lernte Ballett, außerdem war ich Schwimmerin, Klassensprecherin und Nachhilfelehrerin. Schon als Schülerin hatte ich einen Terminkalender und Stress.

Vietnamesisch war zwar meine Muttersprache, aber im Kindergarten habe ich viel davon verlernt. Mit meinen beiden jüngeren Geschwistern unterhielt ich mich auf Deutsch, unsere Eltern sprachen vietnamesisch untereinander und manchmal auch mit uns. Einfache Dinge wie «Räum den Tisch ab» oder «Deine Tante ist krank» konnten wir verstehen. Meine Mutter versuchte immer wieder, uns mit einem vietnamesischen Grundschulbuch Lesen und Schreiben beizubringen, aber sie scheiterte, weil wir zu selten lernten. Meine Eltern fanden es schade, aber letztlich war es ihnen wichtiger, dass wir gut Deutsch sprachen. So sahen wir es auch.

Weil wir schlecht Vietnamesisch sprachen und in einem Einfamilienhaus lebten, galten wir unter Vietnamesen als «ein-

gedeutscht». In den Augen der anderen waren wir nicht nur wohlhabender, sondern auch weniger traditionell. Für Deutsche wiederum waren wir die vietnamesische Vorzeigefamilie. Wir selbst hatten dazu ein ambivalentes Verhältnis. Obwohl wir scheinbar nahtlos in die Welt von Hermsdorf passten, waren uns «die Deutschen» – so nannten wir sie zu Hause – irgendwie fremd. Besonders seltsam fanden wir das deutsche Abendbrot: Wie konnten sie so wenig und so einfach essen? Für uns war das Abendessen die wichtigste Mahlzeit. Punkt acht mussten wir zu Hause sein, um gemeinsam mit der Familie zu essen. Meine Mutter kochte vietnamesische Gerichte mit verschiedenen Gängen, meistens aßen wir in der Küche. Alles, was besprochen werden musste, wurde dann besprochen.

Ich erinnere mich, dass ich als Schülerin oft in dieser Küche saß und meinen Eltern von meinen Freunden erzählte. Genauer gesagt erzählte ich ihnen, dass meine Klassenkameraden es viel besser hatten als ich: Sie mussten nicht auf ihre Geschwister aufpassen und sie überallhin mitnehmen, sie mussten auch keine Aufgaben im Haushalt übernehmen. Sie durften so lange weggehen, wie sie wollten. Sie wurden von ihren Eltern gelobt, wenn sie eine 2 im Aufsatz schrieben. Wieso war das bei uns nicht so?

«Am Wochenende übernachteten alle bei Susy, wieso darf ich nicht auch?»

«Wir haben am Wochenende etwas mit der Familie vor.»

«Aber die Übernachtung ist doch abends!»

«Dann schläfst du so wenig und bist am nächsten Tag müde.»

«Was ist daran so schlimm?»

«Denk nicht immer nur an dein Vergnügen.»

«Ich bin die Einzige aus der ganzen Klasse, die nicht dabei ist.»

«Na und? Du bist nicht wie die anderen. Wieso vergleichst du dich überhaupt mit den Deutschen?»

Susy sagte ich, dass ich am Wochenende keine Zeit hätte und deswegen nicht kommen könne. Ich verschwieg ihr, dass meine Mutter es mir nicht erlaubt hatte. Es war mir vor meinen Freunden peinlich, dass ich nicht so viel durfte wie sie; dass meine Eltern mich mit 15 noch wie ein Kind behandelten, während meine Freunde von ihren Eltern schon wie Erwachsene behandelt wurden. Es kam immer wieder vor, dass ich meinen Freunden absagen musste, weil wir etwas mit der Familie unternahmen: Fast jedes Wochenende gingen wir zusammen ins Kino oder Restaurant, in den Ferien verreisten wir oft zu fünft. Wir machten Urlaub bei unseren Verwandten in Vietnam und Amerika; wir fuhren durch Skandinavien, Südfrankreich oder Griechenland. Der Zusammenhalt in unserer Familie war enger als in den deutschen Familien, die ich kannte. Er konnte einen schier erdrücken, aber er gab mir auch Halt.

Warum wir anders waren und warum es wichtig war, diese Andersartigkeit zu bewahren, das haben mir meine Eltern nie wirklich erklärt. Ich glaube, sie wussten es selbst nicht genau. Vielleicht hatten sie Angst, dass wir uns von ihnen entfernen würden, wenn sie uns zu liberal erzogen. Vielleicht konnten sie uns nicht deutscher erziehen, weil ihnen die Gleichberechtigung zwischen Eltern und Kindern so fremd war. Sie kannten nichts anderes als das vietnamesische Familienverständnis, das auf Hierarchie und bedingungslosem Zusam-

menhalt basiert. Schon als Kind wusste ich, dass ich meine Eltern nicht um viele Freiheiten bitten konnte. Dafür haben sie immer ja gesagt, wenn ich einen Sport lernen wollte, eine Sprachreise plante oder sonst welche Projekte vorhatte.

Mit 14 Jahren sollte ich bei einem kleinen Konzertabend in Reinickendorf etwas vorspielen, ich glaube, es war «In der Höhle des Bergkönigs» aus der Peer-Gynt-Suite von Edvard Grieg. Die Veranstaltung fand im Fontane-Haus statt, einem schmucklosen Konzertsaal mit zwei Flügeln. Schulorchester, chilenische Tanzgruppen und alles, was das Lokalpublikum noch hätte interessieren können, traten dort auf. Die Zuschauer saßen auf roten Sitzen in langen Reihen vor der Bühne, und auf vier Sitze ziemlich weit vorn legte ich vor dem Konzert Zettel mit unserem Nachnamen, «Pham».

Fünf Minuten vor Beginn traf ich meine Familie endlich am Eingang. Ich eilte mit ihr zu den reservierten Sitzen, aber inzwischen hatte sich ein deutsches Ehepaar dorthin gesetzt. Ich erklärte dem Mann die Situation, doch er weigerte sich aufzustehen: «Wer so spät kommt, verliert seinen Platz.» Er schaute meine Mutter an, sie schaute ihn an, dann brach es aus ihr heraus: «Das machen Sie nur, weil wir Ausländer sind!» Wütend drehte sie sich um und suchte sich einen anderen Platz.

Vielleicht irrte sich meine Mutter, und das Verhalten des Mannes hatte nichts damit zu tun, dass wir Vietnamesen waren. Vielleicht hätte er eine deutsche Familie auch so behandelt. Aber warum sollte ich das glauben? Zu der Zeit liefen mir die Verkäuferinnen in Geschäften hinterher, weil sie dachten, ich würde etwas stehlen. Als Kind hatten sich andere Kinder mit «Ching-Chang-Chong-Sprüchen» über meine Ge-

schwister und mich lustig gemacht. Meine Mutter ermahnte uns immer, uns ordentlich anzuziehen: «Sonst denken die Deutschen, wir sind Asylanten.» Ich war mit dem Gefühl aufgewachsen, dass uns die Deutschen misstrauten. Dass sie sich für etwas Besseres hielten und auf Familien wie unsere herabsahen. Während ich mein Stück spielte, dachte ich: «Egal, wie sehr du dich anstrengst, sie werden dich immer als Ausländerin sehen.»

Mit den Jahren habe ich die Unterscheidung zwischen uns und den Deutschen verinnerlicht. Ich weiß nicht, was dafür ausschlaggebender war: die Fragen der Deutschen nach meinen Wurzeln oder das Mantra meiner Eltern, wir seien anders. Jedenfalls sage ich nie von mir selbst, dass ich Deutsche sei. Ich sage immer nur: «Ich komme aus Berlin.»

Nach der Schule zog ich zum Studieren nach London. Ich mochte es, dort Bus zu fahren. Nicht aufzufallen, weil neben mir Asiaten, Schwarze und Weiße saßen. Wenn ich jemandem sagte, ich käme aus Berlin, gab es keine weiteren Fragen. Nie nahm irgendjemand das Wort «Wurzeln» in den Mund – in einer Stadt, in der die Menschen so flüchtig leben und wieder gehen, sind Wurzeln ein fremdes Konzept. In London fühlte ich mich normal, weil alle irgendwie anders waren. Es war das Gegenteil von Hermsdorf: laut und voll und global. Die Stadt ist sehr aggressiv und anstrengend, aber ich konnte mich dort relativ schnell einleben und traf viele Menschen, die ich nirgendwo anders hätte treffen können. Ich mochte es, dass es in meinem Studiengang genauso viele Chinesen wie Briten und Deutsche gab. Niemand war in der Mehrheit und bestimmte, was normal war und was nicht.

Während des Studiums schrieb ich meine ersten journalistischen Artikel. Sie waren auf Englisch, und schon stellte ich mir eine Zukunft als internationale oder zumindest bilinguale Journalistin vor. Vielleicht wünschte ich mir, der deutschen Enge so zu entkommen. Nicht an ein bestimmtes Land gebunden zu sein, bedeutet auch, frei zu sein. Aber nach einer Weile merkte ich, dass meine wirkliche Sprache Deutsch ist. Dass ich trotz allem irgendwie deutsch war. So kehrte ich in das Land zurück, das ich bis dahin nie wirklich als Heimat empfunden hatte. Ich nahm den Wunsch mit, dass die Menschen hier miteinander umzugehen lernen wie die Menschen in London: dass sie die Unterschiede aneinander akzeptieren und dass sie sich vermischen zu einem kosmopolitischeren Lebensgefühl.

Manchmal träume ich immer noch davon, in einer Weltstadt zu Hause zu sein. Dort, wo es keine eine Geschichte, keine eine Herkunft gibt. Aber wenn ich durch Berlin spaziere und meine Freunde in Kreuzberg oder Mitte besuche, merke ich, wie viel sich verändert hat, seit ich hier zur Schule gegangen bin. In solchen Momenten bin ich stolz darauf, woher ich komme.

Wir unsichtbaren Türken

Es war Fasching, 1983, ich war sechs Jahre alt und das einzige Kind in meiner Kindergartengruppe, das nicht wusste, was das war. Zum einen lag es daran, dass wir in Norddeutschland lebten. Nördlicher ging Deutschland kaum: Flensburg, an der Grenze zu Dänemark. Zum anderen hatten wir die Feste der Deutschen einfach noch nicht verinnerlicht. Einige Tage zuvor hatten uns die Betreuerinnen Informationzettel mit nach Hause gegeben. Ich weiß nicht mehr, was darauf stand, ob erklärt wurde, was es eigentlich auf sich hatte mit diesem Fasching. Ich weiß auch nicht, ob meine Eltern den Zettel überhaupt verstehen konnten oder wie gut mein Bruder schon Bescheid wusste – er war ja auch erst 12 Jahre alt. Aber wir begriffen, dass es wohl ein Fest war, bei dem jeder fröhlich sein soll und sich dafür verkleidet und schminkt. Als Prinzessin, als Clown, als Pirat. Ich wollte als Clown gehen. Ich habe es irgendwie geschafft, meinen Eltern diese Entscheidung klarzumachen.

In ihrer ersten Zeit in Deutschland hatten meine Eltern schnell gemerkt, dass sie nicht gleichzeitig arbeiten und uns Kinder betreuen konnten. Also brachten sie mich kurz nach meiner Geburt zu meiner Großmutter nach Istanbul. Mein Bruder war sechs und sollte in der Türkei eingeschult werden, nachdem er die Jahre vorher hin und her geschickt worden war. Meine Eltern hatten in Flensburg Arbeit in einer Fabrik bekommen. Sie arbeiteten in Schichtdiensten bei Danfoss, einem dänischen Hersteller für Kühlturmkompressoren. Bis zur Rente haben sie es durchgezogen, meine Mutter

in zwei, mein Vater in drei Schichten. Mal tagsüber, mal abends. Sechs Wochen nach meiner Geburt stand meine Mutter also wieder am Fließband. Arbeiten, Geld verdienen – dafür waren sie schließlich nach Deutschland gekommen.

Für uns Kinder bedeutete das: Entweder war morgens meine Mutter da und mein Vater am Nachmittag oder eben umgekehrt. Am Tag des Faschingsfestes war mein Vater morgens da. Er war dafür zuständig, für den Kindergarten einen Clown aus mir zu machen. Meinen Bruder hatte er am Tag zuvor losgeschickt, ein Kostüm zu kaufen. Es war kein einfacher Auftrag: Lustig sollte die Verkleidung sein, aber nicht zu viel Geld kosten. Wir wohnten damals in einer kleinen Zweizimmerwohnung im Türkenviertel von Flensburg, hatten kein eigenes Badezimmer und mussten uns die Toilette mit den Nachbarn teilen. Mein Vater schlief auf einer Ausziehcouch im Wohnzimmer, meine Mutter und wir beiden Kinder in einem Bett. Wie hätten meine Eltern da 20 Mark in ein Clownskostüm investieren können, aus dem ich im nächsten Jahr wieder herausgewachsen wäre? Und das auch noch für ein Fest, das sie nicht verstanden und befremdlich fanden. Wozu überhaupt verkleiden? Was sollte daran so lustig sein? Verstehe einer diese Deutschen!

Mein Bruder war an diesem Morgen schon auf dem Weg zur Schule. Das Kostüm, das er gekauft hatte, lag auf dem Küchentisch: eine große fleischfarbene Hartplastiknase mit einer dicken schwarzen Brille daran und einem üppigen Schnauzbart. Ich saß auf einem Stuhl in unserer schäbigen Küche, und mein Vater bemalte mir mit einem alten Kajalstift meiner Mutter das Gesicht. Meine Augenbrauen fühlten sich komisch feucht und klebrig an. Aber als ich erwartungs-

voll dasaß, zweifelte ich nicht: Mein Vater würde das schon machen. Er malte noch einige Minuten lang in meinem Gesicht herum, dann setzte er mir wie zur Krönung die Plastiknase mit Brille und Schnauzer auf. Ich zog mir eine karierte Hose in Schlammfarben an, dazu schwarze Hosenträger und ein Nicki-Sweatshirt mit dunkelblauen, roten und grauen Streifen.

Ich weiß nicht mehr, ob mir diese Verkleidung gefiel. Sah ein lustiger Clown wirklich so aus? Aber ich war aufgeregt und freute mich auf dieses unbekannte Fest. Bis mich mein Vater in den Kindergarten brachte und ich die anderen Kinder sah.

Da waren sie, die richtigen Clowns in bunten Kostümen, die echten Prinzessinnen in rosa Tutu und goldenen Kronen, die echten Piraten mit Augenklappe, Schwert, sogar Holzbein, die echten Cowboys mit Hüten und Indianer mit Federschmuck wie Häuptlinge. Ihre Wangen waren rosig, sie hatten rot angemalte Nasen oder Glitzer im Haar. Ich hatte nur dicke schwarze Balken statt Augenbrauen. Es waren auch keine anderen türkischen Kinder da, die vielleicht ähnlich wie ich ausgesehen hätten. Am liebsten hätte ich mich in Luft aufgelöst. Ich gehörte einfach nicht dahin. Ich war nicht echt und fühlte mich auch nicht so. Vielleicht war ich an diesem Morgen das einzige Kind, das sich wirklich verkleidet hatte.

Meine Eltern wollten an diesem Tag, dass ihr Kind an etwas sehr Deutschem teilnahm, ohne zu wissen, was das ist. Weil sie dachten, dass es sich so gehört und weil die Deutschen es von ihnen erwarteten. Es hat ihnen auch niemand erklärt, was es auf sich hat mit diesem Fest. Vielleicht ist das Ganze deshalb schiefgegangen. Ich bin mir sicher, dass die-

ser Tag sich auch für meine Eltern komisch angefühlt hat. Machen wir das richtig? Und wie das arme Kind nur aussieht!

Es war Anfang der 80er Jahre, da wurde in einem Kindergarten in einer norddeutschen Kleinstadt nicht viel geredet. Es wurde nicht erklärt, was die Kinder für einen Wandertag mithaben mussten, es wurde nicht erklärt, dass alle Kinder bei der Einschulung eine Schultüte mitbringen, in der Süßigkeiten drin sind. Vielleicht wussten die Betreuerinnen nicht, wie sie mit den türkischen Eltern oder ihren Kindern sprechen, wie sie mit ihnen umgehen sollten. Vielleicht aber dachten sie auch so, wie man in Deutschland zu dieser Zeit eben dachte: Die Gastarbeiter gehen doch bald bestimmt zurück in die Heimat. Vielleicht schnappen sie sich noch die Rückkehrprämie, verlassen Deutschland und nehmen ihre Kinder wieder mit.

Wenn ich heute danach gefragt werde, woher ich komme, fällt mir als Erstes die Straße in Istanbul ein, in der das Haus meiner Großmutter steht, damals noch ohne Putz, der Wein auf der Terrasse, der sich bis zur zweiten Etage an den roten Ziegelsteinen hinaufschlängelte und im Sommer Schatten spendete. Ich erinnere mich an ihre vielen Töpfe, mit denen sich prima spielen ließ, an die bunten Wäscheklammern, die Teppiche, die im Sommer mit der Hand draußen auf der Straße gewaschen wurden und sich so kühl unter den Fußsohlen anfühlten. Die Nachbarn, die ich zum Tee einlud, ohne meine Großmutter um Erlaubnis zu fragen. Strom- und Wasserausfälle, die man mehr oder weniger gelassen hinnahm. Das Maisfeld neben unserem Haus, der Geschmack von weichem Weizenbrot mit Tomaten und Schafskäse. Ich erinnere mich an Seilspringen, an die Kreide, mit der wir Hin-

kelkästchen auf die Straße malten, an den Stellen, wo es schon Asphalt gab. In meiner Erinnerung ist in der Straße, in der meine Großmutter heute noch lebt, immer Sommer. Die ersten drei Jahre meines Lebens war das meine Welt, in der die eigenen Eltern nicht vorkamen, weil sie nicht da waren. Deshalb wird die Türkei nie nur irgendein Land für mich sein.

Woher kommst du?

Als Zweites fällt mir Flensburg ein, die Stadt, in der ich geboren wurde. In der meine Eltern 1973 Arbeit fanden. Flensburg ist das Deutschland meiner Kindheit und Jugend, dort bin ich hineingewachsen in eine Welt, in der ich mich nicht fremd fühlte, obwohl sie so anders war als die Straße meiner Großmutter in Istanbul. Flensburg war ein vernünftiger, geordneter Ort, gut geeignet, um Kinder vernünftig großzuziehen. Grün, regnerisch, kühl. Blumenkübel aus Waschbeton, die in der Fußgängerzone herumstanden. Der Hafen, an dem unsere Eltern mit uns spazieren gingen. Ein Ort der Regeln. Man durfte keinen Krach machen, es gab eine Mittagsstunde zwischen ein und drei Uhr, in der die Kinder die deutschen Erwachsenen nicht stören durften, besonders die Omas nicht, und wenn doch, gab es Ärger. Haben wir euch nicht schon hundertmal gesagt: Die Deutschen haben Mittagsstunde! Das Wort blieb immer deutsch, wenn unsere Eltern uns schimpfend daran erinnerten, auch wenn der Rest der Standpauke türkisch war. Mittag-schu-tunde!

Ich fühlte mich nicht fremd, weil es selbstverständlich für alle war: Die Fremden waren einfach die Fremden. Die Deutschen redeten nicht über sie. Man verlangte nicht viel voneinander, hielt sich an die Regeln und ließ sich sonst lieber in Ruhe. Vor allem aber wollte man keine Sichtbarkeit. Die

Deutschen wollten das nicht, weil sie sonst das Gefühl hatten, dass sich ihre Heimat verändert. Aber auch den Türken war es lieber, nicht aufzufallen, damit sie ihre Ruhe vor den Deutschen hatten. Sie hatten auch nicht begriffen, dass es nicht nur darum gehen konnte, hart zu arbeiten und jeden Sommer sechs Wochen in die Türkei zu fahren. Über das Anderssein wurde nicht gesprochen. Es gab keine Bezeichnungen wie «Migrationshintergrund». Alle waren gleich, nämlich Ausländer. Und die blieben unter sich, malochten, glaubten, bald zurückzugehen. Das eine oder andere Kind wie ich verirrte sich mal auf ein Gymnasium, aber die Mehrheit der Kinder ging auf die Hauptschule. Warum war das so? Musste man das ändern? Danach fragte im Flensburg der 80er Jahre niemand. Man sprach nicht darüber. So blieben wir unsichtbar.

Wie unsichtbar ich war, wird mir klar, wenn ich mich an meine Schulzeit erinnere. Wenn ich von der Schule heimkehrte, kurz nach Mittag, verließ ich die eine Welt und betrat die andere. Ich sprach türkisch mit meinen Eltern, weil ihr Deutsch zu schlecht war, ich aß das türkische Essen, das meine Mutter kochte, erzählte eigentlich nicht viel aus der Schule, weil es mir schwerfiel, ihnen alles zu erklären. Es war einfach zu anders für sie. Dachte ich zumindest und versuchte es meistens nicht einmal. Da war nichts, was sie an ihre eigene Schulzeit erinnerte, wir konnten nichts miteinander teilen. Erwähnte ich, dass wir gerade Macbeth von Shakespeare lasen, fragten sie, ob das ein berühmter deutscher Schriftsteller sei.

Tagsüber, in der Schule, bemühte ich mich, nicht aufzufallen. Ich tat alles dafür, so zu sein wie die deutschen Kinder, so

zu sprechen wie sie und die gleichen Interessen zu haben wie sie. Es gab nur eine Handvoll türkischer Kinder. Wir waren keine Exoten, hingen auch nicht nur beieinander ab. Wir liefen einfach irgendwie mit, wir waren nicht *die* Türken. Höchstens zu Weihnachten, wenn jedes Jahr immer wieder aufs Neue erstaunte Mitschüler fragten: «Wie, ihr feiert keine Weihnachten? Wie ätzend ist das denn!?»

Auch im Unterricht waren wir nicht die Türken. Wenn wir in Geschichte den Zweiten Weltkrieg behandelten, erzählten die deutschen Kinder manchmal, was ihnen ihre Großeltern darüber berichteten. Die meisten schienen recht genervt davon zu sein. Ich fand das spannend. So, wie man einen Abenteuerroman spannend findet, sich darin verliert, aber gleichzeitig weiß, dass man eigentlich nur Beobachter ist. Ich verstand zwar, dass die Sache mit dem Zweiten Weltkrieg irrsinnig wichtig für die Deutschen war und dass sie nach so vielen Jahren offenbar immer noch sehr betroffen waren. Aber ich begriff nicht, was das alles eigentlich mit mir zu tun haben sollte. Ich hatte keinen Opa, der Wehrmachtssoldat gewesen war. Es fragte mich auch keiner danach, wie bei uns zu Hause über den Zweiten Weltkrieg gedacht oder gesprochen wurde.

Wir kamen nicht vor in dieser Geschichte. Nicht nur in dieser, in der gesamten Geschichte nicht, die im Unterricht behandelt wurde. Ich begriff: Die deutsche Geschichte ist türkenfrei. Auch in Deutsch oder in einem anderen Fach gab es keinen Platz für das, was uns bekannt oder wichtig war. Keine Stunde über die Osmanen in Geschichte. Nichts über Muslime in Religion, nichts über unsere Feste. Wo waren wir eigentlich bei der ganzen Sache? Erst später, als in Solingen

und Mölln die Anschläge passierten, sprachen wir im Unterricht über Ausländer und Rassismus. Da kamen wir dann vor, zum ersten Mal.

Am Ende war ich in unserem Jahrgang die Einzige unter vielleicht sechs oder sieben türkischen Schülern, die das Abitur machte. Warum hatten es die anderen nicht geschafft? Die Frage stellte sich niemand, es gab keine Lehrerkonferenz deswegen. Das Problem blieb so unsichtbar wie die Schüler, die nicht bestanden hatten.

Während meiner Schulzeit fühlte ich mich oft wie ein Zaungast. Ich war außen vor und musste all das nachholen, was ich nicht mitbrachte, was nicht in mir angelegt war. Ich hatte das Gefühl, die anderen einholen zu müssen. Und so arbeitete ich mich in die Geschichte des Dritten Reiches ein. Ich meldete mich ständig im Unterricht, las Anne Franks Tagebuch, bestellte die kostenlosen Informationshefte bei der Bundeszentrale für politische Bildung, die bereits mein Bruder entdeckt hatte, ich übernahm Sonderaufgaben und Referate. Ich wurde zu einem Zweiter-Weltkrieg-Nerd. Ich versuchte wohl, die deutsche Geschichte zu meiner zu machen. Nur eben ohne Wehrmachtsopa.

Es funktionierte, also blieb ich dem Weg treu. Die deutschen Mädchen fingen an, sich im Handball-Verein anzumelden, also tat ich es auch. Mochte ich Handball? Ich hatte nicht darüber nachgedacht. Ich wollte, was sie wollten, ganz gleich, was es war. Eine Musik-Lehrerin bot eine Geigen-AG an. Man brauchte nicht einmal ein Instrument zu kaufen, man konnte sich eines leihen. Hatte ich jemals vorher den Klang einer Geige gehört? Oder klassische Musik? Mochte ich sie, hatten meine Eltern mich damit genervt? Egal, ich wollte,

was die deutschen Kinder wollten. Sie machten da mit, also musste es gut sein. Nie sagten meine Eltern nein. Ich brachte den Handball nach Hause, sie nickten wohlwollend, ich brauchte Geld für das Trikot, sie drückten es mir in die Hand, ich brachte die Geige nach Hause, sie nickten wieder. Aber nie hätten sie mich von sich aus irgendwohin geschickt. Nicht, um mich auszubremsen – sie wussten einfach nicht, wie das alles funktioniert. Sie hatten es selbst nicht gehabt, als sie Kinder waren, sie sahen all diese Möglichkeiten nicht. Die musste ich schon selbst entdecken.

In der Schule vergaß ich oft, woher ich kam. Nicht, weil ich so gut integriert war – was das sein sollte, war damals noch gar nicht verhandelt worden. Sondern weil sich einfach niemand für mein Türkischsein interessierte. Nicht einmal ich.

Je mehr ich in der Schule versuchte, deutsch zu werden, desto fremder wurden mir meine Eltern. Irgendwann hörte ich auf, türkisch zu sprechen. Ich weigerte mich einfach. Meine Eltern sprachen mit mir türkisch, ich antwortete auf Deutsch. Wie, um sie zu brüskieren. Um mich abzugrenzen von ihnen. Dann, als Teenager, verachtete ich ihre türkisch-konservativen Erziehungsregeln. Warum durfte ich nicht bis spät in die Nacht ausgehen? Warum durfte ich keinen Alkohol trinken? Warum durfte ich keinen Freund haben, einen Jungen küssen? Wir sprachen nicht darüber. Sie waren nicht religiös, aber sie erlaubten es einfach nicht. Ich wusste, dass ich das alles nicht durfte, ohne dass die Verbote jemals ausgesprochen wurden. Meinen deutschen Mitschülern gegenüber erfand ich Ausreden, wenn sie mich zu ihren Partys einluden und ich nicht hingehen durfte oder viel früher als alle anderen nach Hause musste (oder noch schlimmer: abgeholt wurde).

Später fand ich Wege, bis tief in die Nacht auszugehen, Alkohol zu trinken und einen Freund zu haben. Ich erfand eben Ausreden gegenüber meinen Eltern, manchmal log ich und erzählte ihnen von Übernachtungen bei Freundinnen oder von Klassenausflügen. Ich wurde Meisterin darin, ein Leben vor ihnen zu verstecken, das ich für deutsch hielt. Es war die einzige Möglichkeit, als Kind türkischer Eltern in einer kleinen deutschen Stadt, auf einem fast rein deutschen Gymnasium durch die Kindheit zu kommen.

Jedenfalls die einzige, ohne sich ständig fehl am Platz zu fühlen.

The first part of the report deals with the general situation of the country and the progress of the work done during the year. It then goes on to discuss the various projects which have been carried out and the results achieved. The report concludes with a summary of the work done and a list of the names of the staff who have been employed during the year.

III. Meine Heimat, keine Heimat

Kann etwas schlimm sein an der Frage, woher man kommt? Wer sie stellt, kann sie für sich selbst meistens beantworten. Die Eltern sind in diesem Land groß geworden und die Großeltern auch, der Name hat Tradition, klingt vertraut, und im Telefonbuch stehen manchmal Dutzende andere, die genauso heißen. Wer so fragt, gibt sich mit einer einfachen Antwort meist nicht zufrieden, sondern fragt weiter:

«Bist du lieber in der Türkei oder hier?»

«Bist du mehr vietnamesisch oder deutsch?»

«Ist an dir noch überhaupt etwas polnisch?»

Wer so fragt, will uns besser verstehen: Unsere Namen und Biographien klingen seltsam, so fremd. Wir antworten etwas, wählen unsere Worte vorsichtig, wir wollen niemanden vor den Kopf stoßen. Es soll nicht so klingen, als würden wir ein Land dem anderen bevorzugen. Wir wollen nicht undankbar wirken oder illoyal. Und wir kennen die Antwort selbst nicht so genau. Manchmal sagen wir deshalb: Ich bin beides. Oder: Ich bin keines. Es läuft ja fast auf dasselbe hinaus.

Während wir diese Sätze sagen, verschweigen wir etwas anderes. Das Eigentliche hängt unbeantwortet in der Luft: die

Frage nach der Heimat. Denn Heimat, das ist für uns ein so schwieriges, schmerzhaftes und sehnsuchtsvolles Ding, dass es uns schwerfällt, darüber zu reden, geschweige denn, Antworten zu geben.

Für uns ist Heimat die Leere, die entstand, als unsere Eltern Polen, Vietnam und die Türkei verließen und nach Deutschland gingen. Ihre Entscheidung zerriss unsere Familiengeschichte. Wir sind in einem anderen Land aufgewachsen als unsere Eltern, in einer anderen Sprache als sie, mit Liedern, Bildern und Geschichten, die sie nicht kannten. Deutsche Traditionen konnten wir von ihnen nicht lernen. Das Bewusstsein, zu diesem Land zu gehören, noch weniger. Wir kennen es nur vom Hörensagen: das Heimatgefühl, das unsere deutschen Freunde spüren, weil sie ihren Platz in diesem Land geerbt haben. Diese Sicherheit.

Es gibt viele Arten, das Wort Heimat zu verstehen. Auf Polnisch heißt es *Mała Ojczyzna*, «kleines Vaterland», auf Türkisch *Anavatan*, «Mutterland», und auf Vietnamesisch *quê*, «Dorf». Obwohl sich die Begriffe unterscheiden, spielen sie alle auf die Verbindung zwischen Biographie und Geographie an: Heimat ist der Ursprung von Körper und Seele, es ist der Mittelpunkt der eigenen Welt. Die Kultur eines Landes prägt das Wesen der Menschen, die dort aufwachsen. Sie erzieht sie wie Mutter und Vater ihre Kinder. Sie macht die Deutschen diszipliniert, die Franzosen charmant und die Japaner höflich, das ist die Vorstellung. Aber was bedeutet das für die, die in zwei Ländern aufgewachsen sind: Haben die überhaupt eine Heimat? Oder haben sie zwei? Wieso fällt uns kein Plural zu diesem Wort ein?

Ein Mädchen, das in Polen Lesen und Schreiben gelernt hat

und erst mit acht Jahren nach Deutschland kam; das erst hier die Sprache gelernt hat, die sie zu ihrem Beruf gemacht hat: Ist sie wirklich Polin? Ein Kind, das drei Jahre in der Türkei lebte, sonst aber in Flensburg in einer halb türkischen, halb deutschen Welt aufwuchs: Was ist seine Heimat? Eine Deutsche, die aussieht wie eine Vietnamesin, die in dem einen Land lebte und das andere nur besuchte: Hat sie überhaupt eine Heimat?

Die gebrochenen Geschichten unserer Familien machen es schwer, eindeutig zu sagen, woher wir kommen. Wir sehen aus wie unsere Eltern, sind aber anders als sie. Wir sind allerdings auch anders als die, mit denen wir zur Schule gingen, studierten oder arbeiten. Die Verbindung von Biographie und Geographie ist zerrissen. Wir sind nicht, wonach wir aussehen. Wir wissen nicht, zu wie viel Prozent wir polnisch sind und zu wie viel deutsch; so denken wir gar nicht. Oft haben wir uns gefragt, ob unser Humor, unser Familiensinn, unser Stolz oder unsere Emotionalität aus dem einen Land kommen oder dem anderen. Haben wir sie von unseren Eltern geerbt? Oder in der deutschen Schule gelernt? Uns von unseren Freunden abgeschaut?

In unseren Tagebüchern haben wir den Zwiespalt aufgeschrieben: Wer bin ich, wenn ich nicht weiß, woher ich komme?

Uns fehlt etwas, das unsere deutschen Freunde, Bekannten und Kollegen haben: einen Ort, wo sie nicht nur herkommen, sondern auch ankommen. Wo sie Antworten auf sich selbst finden und andere treffen, die ihnen ähnlich sind – so stellen wir es uns zumindest vor. Wir hingegen kommen nirgendwo her und nirgendwo an. Es gibt keinen Ort, an dem wir unseren Zwiespalt überbrücken können, denn er liegt im Niemandsland zwischen deutscher und ausländischer Kultur. Wenn wir mit unseren deutschen Bekannten und Kollegen zusammensitzen,

fragen wir uns oft: Gehöre ich wirklich dazu? Und wenn wir mit unseren polnischen, türkischen und vietnamesischen Bekannten und Verwandten zusammensitzen, fragen wir uns dasselbe. Wir sehnen uns nach einem Ort, an dem wir sein können, statt das Sein vorzuspielen. Gleichzeitig wissen wir: Das ist kein Ort, sondern ein Zustand.

Unser Lebensgefühl ist die Entfremdung. Sie wird begleitet von der Angst, die anderen in der Harmonie ihrer Gleichheit zu stören. Von der Angst, von den anderen als Fremdkörper wahrgenommen zu werden. Selten reden wir über dieses Gefühl. Wer könnte uns schon verstehen? Wir wollen normal sein, und wenn das nicht geht, wollen wir wenigstens so tun, als ob.

German Angst

Wir sind innerlich verkrampfte Menschen in einem innerlich verkrampften Land. Auch die Deutschen kennen dieses Gefühl der Entfremdung. Wir spüren ihre Scham über die Vergangenheit und gelegentlich sogar die Angst vor sich selbst. Die Angst ist alt, und sie verändert sich; je mehr sich das Land verändert, desto schwächer wird sie. Aber deutsch sein heißt immer noch: im Ausland Naziwitze ertragen, den Kopf gesenkt halten, die Fahne nur zur WM rausholen. Auch dieses Gefühl kennen wir nur vom Hörensagen: Wenn wir im Ausland sind, bekommen wir keine Naziwitze zu hören. Auch wenn wir noch so oft sagen, dass wir aus Deutschland kommen: Die anderen glauben nicht, dass die deutsche Geschichte auch unsere Geschichte ist.

Deutsch sein hieß bis 2000, deutsche Eltern zu haben. Das Staatsbürgerschaftsrecht zäunte die Gemeinschaft genau und

genetisch ein, es hieß *Jus Sanguinis*, Blutrecht. Obwohl es inzwischen verändert wurde, können viele immer noch nicht glauben, dass Deutsche auch von nichtdeutschen Eltern abstammen können. Sie glauben nicht, dass eine Frau mit schwarzen Haaren und fremd klingendem Namen eine von ihnen sein könnte. Nie würden sie das Wort «Rasse» benutzen, aber letztlich klingt der Gedanke an: «Du bist doch nicht richtig deutsch. Was sind denn deine Wurzeln?»

Die ständigen Fragen nach der Herkunft, das Lob: «Sie sprechen aber gut Deutsch!», die Klischees in den Medien über Gangster-Türken und die Klischees im Alltag über polnische Putzfrauen – sie erzählen von dem verkrampften Umgang, den die Deutschen mit dem Fremden haben, immer noch. Von den Tabus, die die Worte rund um Herkunft, Identität und Patriotismus besetzen. Wer würde schon zugeben, dass sich die meisten Deutschen ihre Landsleute als hellhäutig vorstellen? Wer würde schon diese Worte benutzen: Rasse, Gene, Vaterland?

Diese Begriffe sind belastet. Und doch bräuchte es sie, um die deutsche Angst vor sich selbst und die deutsche Angst vor dem Fremden besser zu verstehen. Denn es gibt eine spürbare Verbindung zwischen der Ablehnung des Deutschen und der Ablehnung des Fremden. Wie kann ein Land, das sich selbst so lange nicht geliebt hat, seine Einwanderer lieben?

Wenn wir die deutsche Identität beschreiben, dann fällt uns ein: Sie ist traumatisiert. Sie quält sich mit Selbstzweifeln. Sie ist auf der Suche nach sich selbst. Es fällt uns schwer zu sagen, was sie ausmacht. Schon eher, was nicht: Sie ist nicht mehr faschistisch wie im Nationalsozialismus. Sie ist nicht mehr sozialistisch wie in der DDR. Und heute ist sie angeblich weder multikulturell noch fremdenfeindlich. Aber was ist sie dann?

Wir neuen Deutschen wollen das Selbstbewusstsein dieses Landes prägen; aber uns scheint, als hadern wir alle damit, welche Rolle wir spielen können, wie wir diesem Land zu einem neuen Umgang mit sich selbst verhelfen können, einem wärmeren und offeneren Umgang. Wie wir gemeinsam eine neue Form von Heimat finden können. Oder erfinden können.

Eigentlich wünschen wir uns, in Deutschland dazuzugehören. Wir wohnen hier, arbeiten hier, haben hier unsere Freunde, zahlen hier unsere Steuern. Unsere Zweifel werden wir trotzdem nie los. Nur schwer kommen uns die Worte «Deutschland ist unsere Heimat» über die Lippen. Vielleicht liegt es daran, dass wir selbst nicht daran glauben. Vielleicht sind wir trotzig, weil wir das Gefühl haben, dass uns die Deutschen nicht in ihre Heimat aufnehmen wollen. Ihre Ablehnung führt zu unserer Ablehnung. Und die führt zu weiterer Ablehnung: «Wenn es euch hier nicht gefällt, dann geht doch zurück, wo ihr herkommt!» Was sollen wir darauf antworten? Wir sind doch von hier.

Permanent suchen wir nach unserem Platz. Wenn wir uns irgendwo niedergelassen haben, bleiben wir rastlos, denn man könnte uns den Platz ja wieder wegnehmen. Wir verlassen Flensburg, adoptieren London, reisen dauernd, bleiben kurz. Unsere Lebensläufe verlaufen im Zickzack, in aneinandergereihten Stationen: Hier arbeiten wir, dort studierten wir, und drüben sind wir mit dem Freund zusammen. Wenn wir von jemandem hören, der in der Stadt seiner Eltern geblieben ist und sein Haus neben dem der Eltern baut, dann staunen wir. So kann man sein Leben auch planen?

Wir sind mit diesem Gefühl nicht allein. Unsere Generation ist mit der Globalisierung groß geworden. Wir sind es gewohnt,

in ganz Europa zu studieren und zu arbeiten; ganz selbstverständlich bereisen wir die Welt, um unsere Freunde und Verwandten in fernen Ländern zu besuchen. Die Deutschen und die neuen Deutschen gehören zu dieser Generation, aber die einen sind durch ihre Familiengeschichte globalisierter und die anderen dafür verwurzelter. Was wir teilen, ist ein weiter Horizont. Er reicht über die Grenzen des Landes hinaus.

Das Zuhause in der Ferne

Manchmal besuchen wir die Heimat unserer Eltern, im Gepäck die heimliche Hoffnung: Vielleicht komme ich dort an. Und wenn wir dort sind, spüren wir tatsächlich Glück. Unsere Verwandten nehmen uns bedingungslos in die Familie auf, auf den Straßen gehen wir endlich in der Masse unter. Alle sehen so aus wie wir, haben Namen wie wir. Niemand findet uns komisch. Einen Urlaub, eine Recherchereise lang tun wir so, als gehörten wir dazu. Machen eine Seite in uns an wie das Licht im Kinderzimmer, zeigen Facetten, die in Deutschland verborgen bleiben. Wir können das, uns für eine Weile fallenlassen. Eintauchen in unsere andere Kultur.

In diesen Momenten erkennen wir uns selbst nicht wieder. Wir reden vor der vietnamesischen Großmutter nur nach Aufforderung. Wir bringen dem türkischen Onkel den Tee und gehen mit der polnischen Cousine in die Messe. Wir sprechen die Sprache der anderen mit unseren deutschen Akzenten, wir wollen uns an ihre Regeln halten. Wir spielen die Rolle der polnischen, türkischen, vietnamesischen Verwandten, denn wir sind Teil der Familie und Mitglied der ethnischen Gemein-

schaft. Wir erzählen von «den Deutschen» und «dem Westen», und wenn wir einen Touristen aus Deutschland sehen, dann ist er auch für uns ein Fremder.

Es ist schön, zu einer anderen Gemeinschaft zu gehören. Es ist nicht schwer, nach anderen Regeln zu spielen. Welche Erleichterung, dass unsere vietnamesischen Cousinen von uns nichts weiter erwarten, als gemeinsam essen zu gehen. Wie befreiend ist es, in die türkische Großfamilie einzutauchen und ohne Zweifel und Widerrede das anzunehmen, was einem die älteren Familienmitglieder sagen. Wie berührend, auf der Straße von der polnischen Lehrerin begrüßt und umarmt zu werden, weil sie sich noch immer an das Mädchengesicht von früher erinnert. Wir fühlen uns dann wärmer als in Deutschland. Wir sind keine Eindringlinge, sondern Ehrengäste. Man will uns hier treffen, sprechen und einladen. Wir sind willkommen.

Wir leihen uns die Heimat unserer Eltern, weil wir wissen, dass wir dort Besucher sind. Wir wissen, dass wir nicht leben können wie die Menschen dort. Wir sind froh, sie zu besuchen, aber wir sind auch froh, danach wieder nach Deutschland zu fahren. Egal, wie oft wir in die Heimat unserer Eltern reisen, egal, wie oft wir darüber schreiben, reden oder lesen: Wir werden dort nie zu Hause sein. Wir werden nie unseren Akzent verlieren, nie das Land so lieben, nie wirklich dazugehören. Wir wissen das und unsere Verwandten auch.

Die Marktfrau erkennt sofort, dass wir die aus dem reichen Deutschland sind. Wir haben doch bestimmt eine schöne Wohnung, denkt sie, bestimmt schicken wir Geld an die Verwandten – und sie verlangt einen zu hohen Preis. Sie weiß, dass sie ein Zehntel oder Zwanzigstel von dem verdient, was wir ver-

dienen. Und wir wissen, dass sie es weiß, und fragen uns, ob sie neidisch ist, wütend oder resigniert. Wir schämen uns. Weil wir es besser haben als sie, obwohl wir nicht besser sind. Wir sind einfach nur aus Deutschland.

Wir schämen uns, mehr zu besitzen als unsere Verwandten; das iPhone, den Schmuck, die Markenklamotten. Wir nuscheln irgendetwas, wenn sie nach unserem Gehalt fragen, und fügen dann ungefragt hinzu: Das ist normal in Deutschland. Das klingt jetzt viel, aber das ist normal! Wir erzählen nichts von den vielen Reisen oder den vielen Abenden in irgendwelchen Bars. Wir haben Angst, dekadent und hedonistisch zu wirken. Denn wir wissen, unsere Verwandten arbeiten viel härter für viel weniger Geld. Wir fühlen uns wie Verräter. Unser Aussehen, das uns den Anschein von Gleichheit gibt, es ist eine Hülle.

Wenn wir im Ausland sind, spüren wir, wie deutsch wir sind. Warum haben wir diesen Akzent, diese Kleidung, dieses Geld? Warum sind wir nicht wie die, mit denen wir verwandt sind? Dass wir den Unterschied zwischen Deutschland und Polen, Vietnam und der Türkei verkörpern; dass wir dabei auf der Gewinnerseite sind, ohne etwas dafür getan zu haben – das können wir uns nur schwer verzeihen.

Ohne es zu wollen, schauen wir mit deutschen Augen auf die Verwandten und ihre Leben. Und ohne es zu wollen, sind wir irritiert. Warum sind die Polen so scharf auf dicke Autos? Warum müssen die türkischen Schüler jeden Morgen ihre Liebe zum Vaterland besingen? Warum haben Frauen in Vietnam nichts zu sagen? Warum ist das Land so korrupt, die Regierung so schwach, die Bevölkerung so arm? Warum ist es nicht so sicher, demokratisch und zuverlässig wie in Deutschland? Wir hinterfragen die Werte und Regeln des Landes von

außen. Unser Blick, unsere Gedanken zeigen uns dann, dass wir auch hier Fremde sind. Andere merken es auch. Wenn wir in der Heimat unserer Eltern sind, werden wir «Auslandsvietnamesen», «Deutschländer» oder «die aus dem Reich» genannt.

Etwas nagt an uns, wenn wir Polen, Vietnam oder die Türkei besuchen. Ein Gefühl von Unvollständigkeit, das Gefühl, den anderen nicht gerecht zu werden. Das schlechte Gewissen, ihnen finanziell überlegen zu sein. Die Schuld, sie nach unserem Besuch in ihren Leben zurückzulassen. Die Erleichterung, dass es für uns eine Alternative gibt. Die Enttäuschung: Auch hier kommen wir nicht an. Wir sind hier keine Schwestern, sondern Cousins. Einen Grad entfernt vom echten Polen, echten Türken, echten Vietnamesen. Wieder haben wir die Zugehörigkeit nur gespielt.

Wir kehren zurück nach Deutschland und merken, dass hier unsere Leben sind. Dass wir uns hier wohler fühlen. Zu Hause. Aber das Wort «Heimat» kommt uns immer noch nicht über die Lippen. Es hängt fragend in der Luft, eine Idee, die einfach nicht in unsere Wirklichkeit passen will. Deutschland ist nicht unsere Heimat, aber das Land unserer Eltern ist es auch nicht. Wir finden uns damit ab. Wir spüren die Leere, aber wir sehen auch die Logik. Unser Charakter wurde nicht von einem Ort geprägt, sondern davon, dass es nicht den einen Ort gab. Davon, dass wir nicht einen Ursprung haben, sondern zwei Kulturen. Irgendwann begriffen wir: Wir haben kein Manko, wir haben mehr.

Wir verändern uns mit jeder Station, jeder Entfremdung und jeder Annäherung an die Traditionen unserer Eltern und Freunde. Mal schillert die eine Facette durch und mal die andere. Manchmal erkennen wir uns selbst nicht wieder, manch-

mal erkennen uns die anderen nicht wieder. Wir sind nicht, wir werden. Es ist leicht, sich dabei zu verirren oder selbst zu verlieren. Aber es ist auch befreiend. Wir werden nicht in Haft genommen für das deutsche Verbrechen oder den vietnamesischen Kommunismus. Wir entscheiden uns dafür, stolz auf das polnische Wachstum oder die türkische Modernisierung zu sein. Und wir finden es inzwischen gut, dass wir verschiedene Kulturen verkörpern: Manchmal sind wir diszipliniert wie Deutsche, manchmal stolz wie Türken, melancholisch wie Polen oder loyal wie Vietnamesen. Wir sind vieles auf einmal. Wir irritieren andere, aber wir interessieren sie auch.

Vielleicht ist die Vorstellung von Heimat keine so gute Idee mehr. Sie passt nicht in eine Gesellschaft, in der so viele Menschen zerrissene Lebensläufe und verschiedene Kulturen haben. Sie passt nicht in diese Zeit, in der die Kinder gleich nach der Schule ausziehen, in ein anderes Bundesland gehen oder gleich für mehrere Jahre ins Ausland; in der sich Liebende nicht in der Nachbarschaft, sondern über das Internet finden und sich an einem dritten Ort etwas Gemeinsames aufbauen. In der immer weniger Menschen sagen: Köln oder Schwerin ist meine Heimat, weil dort meine Großeltern begraben liegen und ich dort geboren und geblieben bin. Deutschland ist grenzüberschreitender und rastloser geworden. Ein neues Bewusstsein entsteht, ein neues Deutschlandgefühl. Eine neue Art von Heimat.